

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.



Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illustrirtes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. C. M. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth in F. Tomala's Kunsthandlung; dann bei allen k. k. Postämtern.

Carl Boyle.

(Fortsetzung.)

Hierauf schrieb ich an meine Schwester, um ihr Ergebung zu empfehlen, und sie zu bitten über den Inhalt der Kasse meines Vaters zu disponiren, seinen letzten Willen zu befolgen, und je nach dem Ausgang des Zweikampfs, der zwischen Smith und mir stattfinden würde, sich mit Klugheit zu benehmen. Meine Absicht war, ihr diesen Brief erst am folgenden Morgen einhändigen zu lassen. Ich hatte ihn eben vollendet, als mein Bote zurückkam und sagte: Herr Smith habe nicht zu Hause geschlafen; aber man erwarte ihn heute zum Mittagessen zurück. Dieses verdrießliche Hinderniß entflammte meine Nachbegierde noch mehr, da ich aber jetzt außer Stande war, sie so gleich zu befriedigen, so fing ich an, die an mich adressirte Schrift meines Vaters zu lesen. Sie enthielt im Wesentlichen die wichtigsten Ereignisse seines Lebens. Seine Ausgaben überstiegen seit langer Zeit seine Einkünfte; nach und nach hatte er seine Kapitalien aufgezehrt und England verlassen, um eine Handelsverbindung in Portugal zu schließen, welche nicht zu Stande gekommen. Seine Hoffnung war, mich und meine Schwester reich zu verheirathen. Smith hatte ihn betrogen und die Nachricht von meiner Heirath raubte ihm das letzte Hilfsmittel, auf welches er gezählt hatte. Um Kredit zu behalten, gab er sich das Ansehen, immer ungeheure Summen in Kasse zu haben, aber der größte Theil der Säfte war

blos zur Schau da und enthielt nur Münzen von geringem Gehalt. So sah ich mich in eben dem Augenblick, wo ich meinen Vater auf eine so schreckliche Weise verloren hatte, und zugleich die Verrätherei meines Schwagers und die Treulosigkeit derjenigen, welche ich liebte, erfahr, fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Vergeblich suchte ich Ruhe zu gewinnen. Es war fast unmöglich und überdies unnütz, meiner Schwester den Tod unseres Vaters zu verbergen, auch hoffte ich von einer Unterredung mit ihr einige Erleichterung; ich ließ sie darum bitten. Mein Zustand erlaubte mir nicht, sie vorzubereiten; sie war wie vom Blitz getroffen. Ich behielt Gegenwart des Geistes genug, nichts von Smith zu sagen; aber ich entdeckte ihr, daß unser Vater uns fast kein Vermögen hinterließ.

Unter einem Strom von Thränen, welche meine Erzählung erregte, sagte mir jetzt meine Schwester, daß sie mit dem unwürdigsten und gefährlichsten Menschen verbunden sei. Seit langer Zeit behandelte er sie mit der äußersten Härte, und warf ihr beständig den Ruin ihres Vaters, den er voraus sah oder um den er wußte, vor. Er war so weit gegangen, sie zu schlagen, als er sich Abends vorher, nach unserer Unterredung in dem Wagen, die niedrigsten und beleidigendsten Ausdrücke über mich erlaubte, und sie mich vertheidigen wollte. Dabei hatte er ihr unter Verheißung der strengsten Behandlung, sogar mit Bedrohung der Sicherheit meines Lebens verboten, mir etwas von ihrem Kummer zu entdecken, und sie mit der Anzeige verlassen, daß er bis Morgen Mittag abwesend sein würde. Als Henriette sah, daß ich meinen Zorn nicht länger zu bemeistern vermochte, bat sie dringend, an die Folgen eines Duells mit Smith für uns Beide zu denken. Um sie zu beruhigen, stellte ich mich überzeugt, daß es wirklich besser sei, die Erklärung, welche zwischen mir und ihrem Manne stattfinden mußte, aufzuschieben. Sie ging früher weg, als Smith zurückkommen wollte, um ihm zu sagen, daß ich nicht bei ihnen speisen könnte; ich aber schickte denselben Boten mit eben dem Briefe fort, welchen er am frühen Morgen hatte überbringen sollen, und befahl ihm, Smith auf der Straße zu erwarten, und ihm den Brief in eigene Hand zu überliefern. Unruhe und Rachbegierde beherrschten mich so sehr, daß ich genöthigt war die Anstalten zu dem Leichenbegängniß ganz meiner Schwester zu überlassen. Ich ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her, und sah im Geiste den Bösewicht unter meinen Streichen fallen. Indessen verfloß die Zeit und der Bote kam nicht zurück. Schon neigte sich der Tag, als ich ihn endlich mit einem Briefe in der Hand über den Hof kommen sah. Ich glaubte, er habe die Antwort, aber

er brachte nur meinen eigenen Brief zurück. Er hatte vergebens den ganzen Tag gewartet und sagte mir, daß meine Schwester über dieses Ausbleiben in der größten Unruhe sei. Weil ich es hier nicht länger aushalten konnte, nahm ich meine Pistolen unter den Mantel und ging zu ihr. Ich fand sie in Thränen. Man sagte mir, Smiths beide französische Bediente wären bei ihm. Jetzt fing ich an Verdacht zu schöpfen: er habe seine Frau und sein Kind verlassen; und nun erst besänftigte die Besorgniß vor allen Folgen, welche diese Entweichung für meine Schwester haben konnte, und der Gedanke an die Maßregeln, durch welche ein solcher Bösewicht sein Vermögen zu sichern wußte, mein inneres Nachgefühl. Die Verblendung der Leidenschaft hatte mich gar nicht einmal daran denken lassen, daß Smiths Tod meiner Schwester selbst die Möglichkeit rauben würde, ihre Rechte wieder zu erlangen; da hingegen die englischen Gesetze den Mann verpflichtet, für den Unterhalt seiner Frau zu sorgen.

Erst Abends spät fiel es mir ein, mich bei dem gewöhnlichen Pferdeverleiher Smiths zu erkundigen. Es blieb mir kein Zweifel mehr übrig. Der Postknecht, der ihn auf die erste Station geführt hatte, sagte mir, er habe Pferde nach Braga genommen und sei Willens gewesen, die ganze Nacht hindurch zu fahren. Meine Schwester ertrug diese Prüfung mit Muth. Der Gedanke, von der Gegenwart eines Mannes befreit zu sein, dessen Niedrigkeit sie kennen gelernt hatte, war eine Art von Beruhigung. Vergebens wurde das ganze Haus durchsucht, ob nicht etwa ein hinterlassener Brief zu finden sei; doch hatte er Alles, was nur von einigem Werth war, mitgenommen. Die gewaltsamen Erschütterungen, welche ich erfahren hatte, waren mir zu stark, ich wurde von gänzlicher Ermattung befallen, die in ein hitziges Fieber ausartete; ich lag zehn Tage in Verwirrung. Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich meine Schwester als Krankenwärterin vor meinem Lager. Sie sagte mir: Smith habe bis auf den letzten Shilling Alles aus den Händen seines Bankiers gezogen und sich nach Bordeaux eingeschifft. Auch erfuhr ich, daß Seraphine, den Tag nach dem Tode meines Vaters, mit ihrem Manne aufs Land gegangen sei.

Die Vorwürfe des Gewissens über mein Betragen gegen Fanny und alle die schmerzhaften Betrachtungen, welche mich während meiner Genesung bestürmten, hielten den Fortgang derselben sehr auf. Ich gestand Henrietten meine Verirrungen, und bezeugte ihr den brennendsten Eifer, sie wieder gut zu machen. Sie linderte die Bitterkeit meines Kammers ein wenig durch die Versicherung, daß gewiß Fanny, so wie ich ihr dieselbe schilderte, mich mit Rücksicht behan-

sein, und sich glücklich schätzen würde, mich durch so schreckliche Erfahrungen gebessert zu finden. Ich glaubte dies, weil es mir Bedürfnis war, es zu glauben. Fanny nahm aufs neue von ihren Rechten auf mein Herz Besitz, je mehr der Zauber einer strafbaren Neigung verschwand. Der Gedanke an meine Kinder beschäftigte mich ganz und ich sehnte mich mit der größten Ungeduld nach den elyrischen Lauben von Melford zurück. Aber warum blieb ich so lange ohne Nachrichten von Fanny? Ich wußte mir dieses Schweigen nicht zu erklären. Es gab Augenblicke, wo die traurigsten Besorgnisse sich meiner bemächtigten.

(Beschluß folgt.)

Der Teufel im Freien.

Der Marquis von D., ein glänzender Gardeoffizier, ließ am Hofe Ludwigs XV. alle Pracht sehen, welche ihm sein unermessliches Vermögen gestattete. Er war jung und liebenswürdig und sein Muth bei ernstesten Angelegenheiten hatte ihm den Namen „ohne Furcht“ verschafft. Mit seiner Tapferkeit verband er eine, durch nichts zu störende Kaltblütigkeit, welche ihn von unüberlegten, tollkühnen Handlungen zurückhielt. Mit einem Worte, sein Ruf war fleckenlos und er hatte, obgleich am Hofe lebend, zahlreiche Freunde.

Eines Morgens meldete ihm sein Bedienter einen Fremden, der ihn zu sprechen wünsche. Er hieß ihn hereinkommen und bald stand ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren vor ihm, dessen Anzug weder Wohlhabenheit noch Armuth verrieth. Hätte man damals schon den Ausdruck: „rechte Mitte“ gekannt, so würde man denselben ohne Widerrede auf ihn haben anwenden können.

„Herr Marquis,“ begann der Unbekannte, „ich habe nur die Ehre, Sie dem Rufe nach zu kennen; mein Benehmen kommt Ihnen vielleicht unbescheiden vor, indessen komme ich sogleich zu dem Zwecke meines Besuchs. Ihr Muth ist erprobt und deshalb erscheine ich, um Ihnen einen Vorschlag zu machen.“

„Der ist?“ fragte der junge Marquis.

„Wollen Sie den Teufel sehen?“

Bei dieser so unerwarteten Wendung heftete der Marquis einen forschenden Blick auf den Fremden und fragte: „Kommen Sie in meine Wohnung, um sich über mich lustig zu machen?“

»Da sei Gott vor,« entgegnete der Fremde — »meine Absicht kann durchaus nicht dahin gehen, eines Mannes von Ihren Verdiensten zu spotten, wohl aber, ihm ein Schauspiel zu bieten, welches ihm seine Reichthümer nicht gewähren können.«

Da der Marquis sah, der Fremde lasse sich nicht irre machen, so nahm er sich vor, zu sehen, wie die Sache enden werde und sprach: »Gern nehme ich Ihr Anerbieten an; wie viel fordern Sie aber für diesen ungewöhnlichen Anblick? Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Bemühung umsonst verlange.«

»Das bin ich von Ihnen überzeugt, Herr Marquis; vorher verlange ich nichts, habe ich mein Versprechen gehalten, so mögen Sie mit 100 Louisd'or geben, welche ich sehr nothwendig brauche.«

»Gut, ich willige ein, habe aber noch einige Bedingungen zu machen: da ich Ihren Kunststücken und überhaupt Ihnen allen, Ihr Herren neue Zauberer und Beschwörer, nicht recht traue, auch mit dem Geiste der Hölle genaue Bekanntschaft zu machen gedenke, so werden Sie mit den Herrn Lucifer bei hellem Tage, Gesicht gegen Gesicht und zwar auf der Ebene St. Denis zeigen. Der Platz ist groß und gut dazu geeignet und ich lasse nichts von meinen Bedingungen nach. Willigen Sie ein?«

»Hertzlich gern, Herr Marquis. Und der Tag?«

»Morgen.«

»Die Stunde?«

»Mittag.« Holen Sie mich in meiner Wohnung ab, wir wollen zusammen hinfahren.«

Der Unbekannte machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Der Marquis, welcher den Fremden für einen Visionair hielt und ihn nicht wieder zu sehen glaubte, beschäftigte sich mit andern Dingen. Nach einer durchschwärmten und durchtanzten Nacht kehrte er am andern Morgen müde und schläferig in seine Wohnung zurück. Er schlief noch, als man seine Ruhe störte und ihm sagte, es warte Jemand auf ihn. Von der Pünktlichkeit des Fremden, die er durchaus nicht erwartet hatte, überrascht, stand der junge Marquis sogleich auf und machte sich bereit, dahin zu gehen, wohin ihn eine ganz besondere Neugierde führte, doch befahl er zuvor zweien seiner Leute, alten geprüften Soldaten, sich in der Stille auf die Ebene von St. Denis zu begeben, sich in dem daselbst befindlichen Gebüsch zu verbergen, sich mit Waffen zu versehen, und auf alles genau acht zu geben, was geschehen würde, wenn er mit dem Fremden angelangt wäre, doch nicht zu ihm zu kommen zu suchen, außer wenn

ne sein Leben in Gefahr sehen sollten. Als dies in Ordnung gebracht war, ging der Marquis an die Toilette, zog seine Uniform an, stärkte sich mit einem kräftigen Frühstück und ließ mit Bedacht so viel Zeit vergehen, damit seine beiden Leute an dem Orte der Bestimmung vorher ankommen könnten.

Der mit zwei muthigen Pferden bespannte Wagen trug sie von Paris bald auf die Ebene von St. Denis. Dort angekommen, blieb er an der Straße halten, während der Marquis mit dem Unbekannten ungefähr 300 Schritte weiter zu Fuß ging. Sie konnten also von dem Kutscher, den zwei Bedienten und den zwei im Gebüsch versteckten Leuten genau gesehen werden. Alles war ringsum frei und dem Teufelsbeschwörer blieb nicht die geringste Gelegenheit zum Betrüge, wenn er davon hätte Gebrauch machen wollen.

Dieser nahm nun das Wort und sprach: „Herr Marquis! da ist also der Ort, den Sie gewählt haben. Mir liegt nun ob, mein Versprechen zu erfüllen.“ Nach einigen Vorbereitungen, welche der Marquis für Spielereien hielt, änderte sich das Wetter, welches bisher vollkommen heiter gewesen war; der Himmel überzog sich mit dicken, schwarzen Wolken, der Regen fiel in Strömen und der Donner rollte fürchterlich. Plötzlich schoß eine Rauchsäule aus der Erde hervor und in demselben Augenblick sah der Marquis ungefähr sechs Schritte von sich deutlich ein Ungeheuer mit menschlichem Gesichte, ungefähr drei Fuß hoch, aber von ungeheurer Dicke. Sein Anblick war ißgräßlich und ein Muthigerer als unser Marquis würde sich wohl entsetzt haben. In der Hand hielt es eine mit eisernen Spizen beschlagene Keule, seine Augen waren blutroth, sein Mund von unmäßiger Breite gab rauhe unverständliche Töne von sich und das ganze Geschöpf war von einem Lichtkreise umgeben, den es vergebens überschreiten zu wollen schien. „Sind Sie zufrieden?“ fragte der Unbekannte. — „Noch nicht,“ entgegnete der Marquis. — „Wenn das wirklich der Teufel ist, so muß ich ihn näher ansehen.“ Mit diesen Worten zog er seinen Degen und wollte auf das Scheusal zu gehen, aber der Unbekannte hielt ihn zurück und sagte: „Herr Marquis, ich kenne ihren Muth; wenn ihnen das Leben theuer ist, so hören Sie meinen Rath und treiben Sie ihre Neugierde nicht weiter. Mein Versprechen ist erfüllt, das muß Ihnen genügen.“

Herr von D., zum ersten Male in seinem Leben angegriffen, ohne sich über das, was in ihm vorging, Rechenschaft geben zu können, ließ den Degen sinken und die Distanz verschwand. Man begab sich in den Wagen zurück, fuhr, ohne ein Wort zu sprechen, wieder nach Paris, die 100 Louisd'ore wurden ausgezählt und der sonderbare

Fremde enrfernte sich, ohne daß der Marquis jemals, trotz den eifrigsten Nachforschungen, wieder etwas von ihm gehört hätte.

Nachdem der Marquis allein war, ließ er sogleich seine fünf Leute kommen, um sie auszufragen. Er erkundigte sich, was sie gesehen hätten. »Der Herr Marquis sind einige Augenblicke mit dem Fremden herumgegangen« sagte der Kutscher. — »Dann?« — »Sie schienen lebhaft mit einander zu reden.« — »Dann?« — »Sie zogen ihren Degen.« — »Dann?« — »Dann kamen Sie wieder in den Wagen.« — »Weiter habt Ihr nichts gesehen?« — »Weiter nichts.« — »Und Ihr?« sich zu den versteckt gewesenen Soldaten wendend. Dieselbe Antwort. »Aber der Regen, der Donner?« — fragte er. — »Die Sonne hat ja stets geschienen.« — »So geht zum Teufel.« — fuhr er endlich seine Leute an . . . — und wußte nicht, was er denken sollte. —n.

Lady Davy's Hut, Ursache eines Volksauflaufs.

Während Davy einer Sitzung des Instituts in Paris beiwohnte, begegnete seiner Gattin ein merkwürdiges Ereigniß, das zugleich beweist, unter welcher strengen Zucht Napoleon die Pariser hielt. Die Dame ging, von ihrem Mädchen begleitet, in dem Garten der Tuilerien spazieren, und trug einen sehr kleinen Hut von muschelförmiger Gestalt, wie sie damals in London Mode waren; die Pariserinnen trugen dagegen ungeheuer große Bonnets. Zufällig war es ein Feiertag, an dem die Kaufmannsläden geschlossen waren und die Pariser in großen Schaaren in den Garten strömten. Als sie den kleinen Hut der Lady Davy erblickten, konnten sie sich kaum von ihrem Erstaunen erholen und bald versammelte sich ein so großer Haufen Neugieriger um das unbekannte ausländische Ding, daß der Aufseher des Gartens erschien, der Dame vorstellte, es könne keine Ursache zu Volksaufläufen geduldet werden und sie deshalb ersuchte, sich zu entfernen. Einige Offiziere der kaiserlichen Garde, an die sie sich wendete, entgegneten, so leid es ihnen thue, so könnten sie dabei doch nichts thun, denn sie hätten strengen Befehl. Sie bat also um Begleitung bis an ihren Wagen; ein Offizier reichte ihr zugleich seinen Arm, aber die Volksmenge hatte sich unter der Zeit so vermehrt, daß man sich genöthigt sah, eine halbe Kompagnie Soldaten zu holen und von Bajonetten umkarrt begab sich die Engländerin mit dem volksaufwiegelnden Hute aus dem Garten.

S c h l a n g e n.

»Auf dem Drinocco,« erzählt ein Reisender, »sahen wir oft Wasser-
schlangen von einer Insel zur andern schwimmen und bisweilen
nahmen sie ihren Weg sogar über die Böte, zum größten Schrecken
der darin Besindlichen, aber stets ohne Schaden zu thun. Sie wa-
ren von hellgrüner Farbe, sechs bis acht Fuß lang, hielten im
Schwimmen ungefähr ein Drittel des Leibes über dem Wasser, und
ruderten sich durch eine schnelle, wellenförmige Bewegung des Schwan-
zes fort. Die Ruderer sagten uns, daß ihre Nahrung hauptsächlich
in Wasserratten und jungen Vögeln bestehe. Die Schiffer vermei-
den immer, unter den Bäumen hinzufahren, welche über den Fluß
hängen, um nicht einige solcher Schlangen durch den Mast von den
Zweigen abzustößen. Wir sahen öfters mehrere derselben von den
glänzendsten Farben sich auf den Bäumen sonnen.

D e r B a u c h r e b n e r.

Der englische Bauchrechner Carmichael begegnete kürzlich einer
Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme auf der Straße, lobte
das hübsche Kind und fragte ob es reden könne. »Wie fragen Sie
doch albern,« entgegnete die Frau, »haben Sie je ein Kind von
fünf Monaten sprechen gehört?« Das war eine zu gute Gelegenheit
für den Schalk, als daß er sie hätte entschlüpfen lassen können —
und augenblicklich sprach eine süße Stimme, so süß wie Vaganinis
Schmeicheltöne: »Welche Lüge, Mutter! Du weißt wohl, daß ich
reden kann, fürchtest dich aber, ich möchte es dem Vater von dem
Glase Whiskey sagen.« Die Frau stand anfänglich wie vom Donner
gerührt da, schrie dann: »Gott sei uns gnädig! Der Mann ist ein
Hexenmeister!« und lief so schnell davon, als sie ihre zitternden
Glieder zu tragen vermochten.

D a s B a d e n i n d e r T ü r k e i.

In der Türkei ist die Nothwendigkeit des Bades für die
Frauen von dem Gesetze anerkannt, und eine Frau kann auf Schei-
dung antragen, wenn ihr Gatte das Geld zum zweimaligem Baden
in der Woche verweigert.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.